

14. August 2015

Liebe Freunde und Wegbegleiter,

die Sommermonate bieten das richtige Wetter, um auch den Staat New York besser kennenzulernen: Die amerikanische Partnerkirche der Evangelischen Kirche in Hessen und Nassau, die New York Conference der United Church of Christ (UCC), hatte vor kurzem ihr jährliches Treffen am Lake George, einem wundervollen Seengebiet in der Nähe der kanadischen Grenze. Grüne Hügel, kristallklares Wasser und akkurat geschnittene Grasflächen erinnerten mich an Urlaube in Österreich und Aufenthalte in Irland gleichermaßen.

Spannend war aber vor allem die Konferenz selbst. Neben kreativen Gottesdiensten unter dem Titel „Walking on Sacred Ground“ (wozu Teilnehmer\*innen aus allen Teilen der Landeskirche mitgebrachte Erde in eine gläserne Amphore schütteten) ging es um die Förderung von Gemeinden, die sich dazu verpflichten, „Open and Affirming“ (ONA) zu sein. Dahinter steht die Idee der Offenheit gegenüber allen Menschen, unabhängig von ihrer sexuellen Orientierung. Mitglieder der LGBTQI-Community (Lesben, Schwule, Bisexuelle, Transsexuelle, Queer, Intersexuelle) sind nicht nur ausdrücklich zu allen Gemeindeveranstaltungen eingeladen, sondern werden auch ermutigt, ihrem Ruf als Pfarrer oder ehrenamtlich Engagierte zu folgen. ONA-Gemeinden stehen gleichgeschlechtlichen Hochzeiten und Jubiläen ausdrücklich offen gegenüber und bringen diese Einstellung oft auch nach außen sichtbar, etwa durch eine Regenbogenflagge, zum Ausdruck. Viele dieser Kirchen feiern einen ONA-Sunday im Kirchenjahr und nehmen an entsprechenden lokalen Veranstaltungen, wie z.B. der örtlichen LGBT-Pride Parade (in Deutschland: Christopher-Street-Day), teil.

David, Philosophieprofessor einer New Yorker Universität, erklärte mir bereits zu Beginn meines amerikanischen Jahres, wie lange er selbst eine spirituelle Heimat gesucht habe, bis er die sehr offene UCC-Gemeinde am Broadway in der New Yorker Upper West Side kennengelernt hat. Eine junge Theologiestudentin erzählte auf der Konferenz davon, wie sie sich nach langem Ringen von der Reformierten Kirche gelöst hat, weil sie sich dort mit ihrer Partnerin nicht mehr wohl gefühlt habe. Und tatsächlich habe auch ich den Eindruck, dass in den ONA-Gemeinden, die ich bislang besucht habe, nicht nur besonderer Wert auf die Offenheit gegenüber sexuellen, sondern auch gegenüber ethnischen und sozialen Gruppen gelegt wird.

Als der Moderator der Konferenz fragte, wie viele Teilnehmer denn mittlerweile einer ONA-Gemeinde angehörten, standen weit mehr als die Hälfte der Delegierten auf. Dass war ein starkes und mutmachendes Zeichen, vielleicht nicht nur für die Kirche in den USA.

Mit sonnigen Grüßen,

Ihr/Euer Daniel Lenski

PS: Anbei wieder mein aktueller ESZ-Artikel.

Pfarrerin ohne Kirche

In den USA kann man auf ganz unterschiedlichen Wegen Seelsorger werden

Als mir Yvonne mit ihrem Collarhemd die Tür öffnete, war ich überrascht. Ich wusste, dass wir beide am Freitagabend als Freiwillige in der Obdachlosenunterkunft eingeteilt waren. Doch eine Frau mit Priesterkragen hatte ich in der katholischen Einrichtung nicht erwartet. „Du bist also Pfarrerin?“, fragte ich sie, nachdem wir gemeinsam den Aufenthaltsraum hergerichtet hatten. „Das kann man so sagen“ meinte sie zu mir mit einem Lächeln. Ich war neugierig: „In welcher Kirche arbeitest Du denn?“. „Oh, nach der richtigen Kirche suche ich noch“, meinte sie zu mir, bevor sie zur Tür eilte, um die ersten Gäste in der Unterkunft freundlich mit Handschlag zu begrüßen. Nach einem Jahr des Dienstes kannten sie die gut gelaunte Afro-Amerikanerin schon gut. Mit ihrem lauten Lachen und ihren aufmunternden Worten war sie für viele von ihnen ein wichtiger Trost.

Am nächsten Morgen erzählte mir Yvonne mehr von ihrer Ausbildung zur „Chaplin“, einer Art Seelsorgerin. Einen überkonfessionellen sechswöchigen Abendkurs habe sie besucht. Die Anmeldung sei ganz unkompliziert im Internet möglich gewesen. „Als bei der Abschlussfeier alle Teilnehmer mit einem Klerikerkragen ankamen, habe ich mir auch so ein Hemd zugelegt.“ Stolz zeigte mir Yvonne ihre goldene Plakette, die wie ein Polizeiabzeichen aus dem Fernsehen aussah. Einer Kirche gehört Yvonne nicht an, auch Theologie hat sie nicht studiert. Hauptberuflich arbeitet sie als Buchhalterin in einer Schule. Ihren eigentlichen Ruf verspüre sie aber, wenn sie in der Suppenküche mithelfe und auf der Straße mit Menschen bete, die sich ihr anvertrauen. Deshalb habe sie sich für den Abendkurs angemeldet.

Yvones ganz eigener Weg der Berufung machte mich nachdenklich. „Diese Menschen machen uns das Leben schwer“, beschwerte sich später meine lutherische Mitbewohnerin Carol, die nach ihrem Vikariat gerade eine international anerkannte einjährige Seelsorgeausbildung durchläuft und im Krankenhaus arbeitet. „Solche Schnellkurse werden bei uns gar nicht anerkannt und verwirren viele Menschen.“

Trotz ihres Kragens legt Yvonne aber keinen Wert darauf, als Pfarrerin oder Frau Kaplan angesprochen zu werden. „Ich bin eine Schwester für alle“, beteuert sie, als sie schließlich ihre Jacke anzieht, um zu ihrem nächsten Einsatz in die Suppenküche zu gehen. Zum Schluss haben wir noch gemeinsam für unseren Dienst gebetet, in den wir auf so ganz unterschiedliche Weise gekommen sind.